

persönlich

SMAKH im Gespräch mit Prof. Florian Burgstaller



1959 geboren in Passau

1980 - 1981 Studium der Musikwissenschaft LMU München

1981 - 1987 Architekturstudium TU Berlin / TU München

1987 - 1990 Freie Mitarbeit in div. Architekturbüros
seit 1990 eigene Bauten, Projekte, Wettbewerbe
seit 1996 Architekturbüro BKLS in München
Städtebau, Gebäude, Innenraum, Denkmalpflege

1990 - 1996 Wiss. Assistent TU München, Entwerfen und Denkmalpflege, Zusammenarbeit mit 12 Gastprofessoren, u.a. Ackermann, Behnisch, Gezeilius, Krischanitz, Lorenzen, Riess, Tesar, Tonon, Zumthor

1998 - 2000 Lehrauftrag FH München Entwerfen / Städtebau

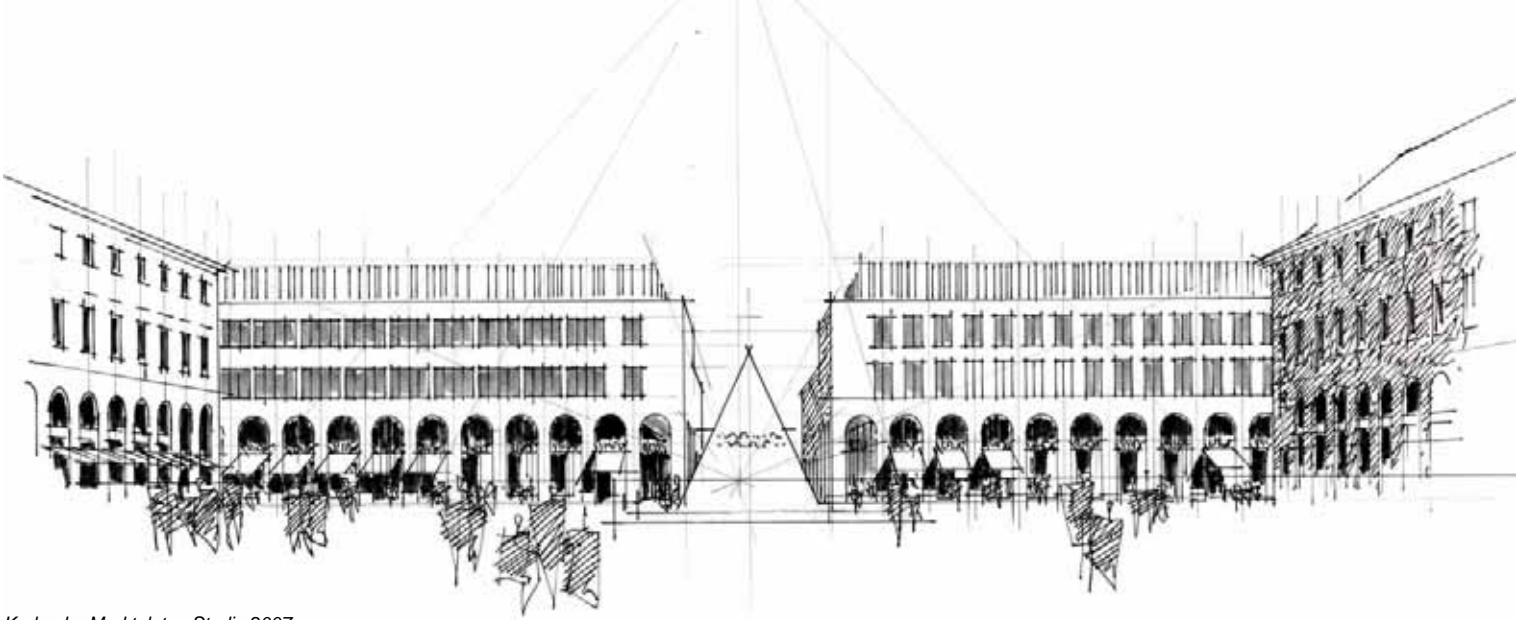
seit 2001 Professur Hochschule Karlsruhe - Bauen im Bestand / Architekturgeschichte

Sie sind seit 2004 Studiendekan Architektur. Sie sprechen für den Studiengang vom Leitbild des technisch, gestalterisch und kulturell umfassend gebildeten Architekten - können Sie uns dieses Bild näher erläutern?

Es gibt nicht viele Berufszweige, die wie die Architekten eine unentwegte Diskussion über das führen, was sie tun. Die „Berufsbilder“, die die Architektenkammern, der Bund Deutscher Architekten (BDA) und auch viele Architekturfakultäten von unserem Metier zeichnen, lesen sich meist wie die Beschreibung eines Idealtypus, der alle Probleme dieser Welt lösen soll. Dies deutet zum einen darauf hin, dass unser Tätigkeitsfeld nicht eindeutig und scharf zu definieren ist, zum andern zeugt es vielleicht auch von einer gewissen Überschätzung der eigenen Möglichkeiten, nicht selten auch von Eitelkeit.

Dem gegenüber steht eine zwiespältige Außenwahrnehmung unseres Berufes – mit Ausnahme einiger weltweit anerkannter und hofierter „Großmeister“ werden Architekten in der Öffentlichkeit tendenziell kritisch betrachtet. Gustave Flauberts häufig zitiertes Satz „Architekten, alles Schwachköpfe! Vergessen immer die Treppen im Haus!“ steht, wenn gleich im literarischen Kontext ironisch gemeint, symptomatisch für eine zeitlose und stets mehrheitsfähige Einschätzung unseres Tuns als teuer und in vielen Fällen überflüssig. Um dem zu begegnen, müssen wir lernen, unser eigenes Metier und seine Wirkungsmöglichkeiten distanzierter, also aus einem erweiterten Blickwinkel zu betrachten und damit offener und kommunikationsfähiger zu werden – eine unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg auf dem weiten Feld des Architektenberufes.

Aus meiner Sicht ist es notwendig und sinnvoll, sich neben den - natürlich wichtigen



Karlsruhe Marktplatz - Studie 2007

*„Architekten, alles Schwachköpfe! Vergessen immer die Treppen im Haus!“
[Gustave Flaubert]*

- technischen und funktionalen Aspekten des Bauens mit Kultur im weitesten Sinne (Bildende Kunst, Literatur, Musik, Theater ...) zu beschäftigen und das eigene Interessensgebiet ständig zu vergrößern. Architektur ist, über alle zweckrationalen Forderungen hinaus, immer auch und vor allem Gestaltung, also Bau-Kunst, und damit Teil des öffentlichen Diskurses; dem müssen wir uns stellen.

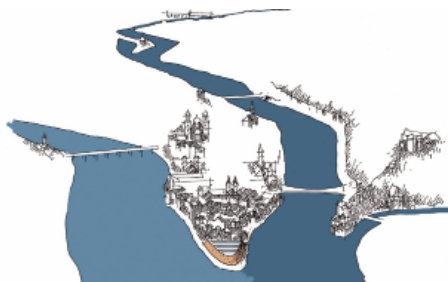
Hat unser Studiengang durch die Umstellung auf das Bachelor-/Mastersystem profitiert?

Der sogenannte Bologna-Prozess wurde von Beginn an kritisch gesehen. Auch im Architekturbereich gab und gibt es Widerstände, vor allem von Seiten der Universitäten; dort musste ein relativ freies Studium, das früher im Durchschnitt 14 und mehr Semester dauerte, pragmatisch systematisiert und auf 10 bzw. 12 Semester komprimiert werden. Dem gegenüber eröffnete sich für uns die Chance, mittels eines konsekutiven (= inhaltlich durchgängigen) Bachelor+Masterstudiums das „alte“, eher technisch geprägte FH-Diplom aufzuwerten und mit dem Master sowohl Inhalte als auch Unterrichtsmethoden zu modifizieren. Diese Möglichkeit haben wir genutzt – wir bieten allen Studierenden, die fachlich geeignet sind, die Möglichkeit eines zehensemestrigen Studiums mit vollwertigem Masterabschluss. Der Bologna-Prozess hat die Unterschiede zwischen den Architekturausbildungen an Uni und FH nivelliert; unser Studium ist „universitärer“ geworden. In so fern sehe ich die Auswirkungen der Umstellung für uns durchaus positiv.

Wo sehen Sie Zukunftspotenziale für die Entwicklung des Modelles Bachelor Master?

Bezogen auf Architektur und Stadtplanung bewahrheitet sich die von Anfang an geäußerte Kritik an der – politischen – Forderung nach einem „berufsqualifizierenden“ Bachelorabschluss nach sechs Semestern. In Baden-Württemberg verlangt das neue Architektengesetz (Novellierung 2011) mindestens acht Studiensemester, um in die Architektenkammer aufgenommen zu werden und damit selbständig tätig zu sein. Dadurch wird aktuell auch die Diskussion um die Bachelor-/Masterstruktur wieder aufgerollt. Die bisher in BW (und zu 90% auch bundesweit) gültige Vereinbarung unter den Architekturfacultäten, durch ein einheitliches 6+4-System den Wechsel zwischen den Hochschularten und -standorten zu ermöglichen, ist in Auflösung begriffen. Die universitären Architekturstudiengänge in BW verfolgen ein 8+4-System, zwei der vier Fachhochschulen sind ebenfalls dabei, ihre Studienstruktur zu überarbeiten.

Nachdem unser 6+4-System mit dem Master als Regelabschluss ein marktgerechtes und berufspolitisch qualifiziertes „Angebot“ darstellt, stehen wir momentan nicht unter unmittelbarem Handlungsdruck. Allerdings würde die Existenz unterschiedlicher Bachelorabschlüsse mit 6 bzw. 8 Semestern die Mobilität zwischen den Hochschulen – Leitmotiv von Bologna – massiv einschränken. Um unseren eigenen Studierenden, aber auch externen Interessenten alle Möglichkeiten des Hochschulwechsels offen zu halten, arbeiten wir derzeit an einem 6+2+2-System, das drei Abschlüsse bieten würde:



Passau, bauliche Fassung der Ortsspitze am Zusammenfluss von Donau und Inn, 2000



Tutzing am Starnberger See, Erweiterung einer historischen Villa 2009



Bernried – Studie zur Ergänzung eines histor. Bahnhofes 2010

einen Bachelor I nach 6 Semestern als Zwischenabschluss und Auftakt zum eigenen Master, zum Umstieg in andere Studiengänge (z.B. Projektmanagement) oder in eine Praxisphase; einen Bachelor II nach 8 Semestern als ersten berufsqualifizierenden Abschluss (kammerfähig) oder zum Wechsel in einen universitären Masterstudiengang; den Master nach 10 Semestern als vollwertigen Abschluss, der – voraussichtlich gleichwertig mit 12-semesterigen Uni-Mastern – alle Wege öffnet.

Wie groß ist für Sie die Bedeutung von Exkursionen im Architekturstudium?

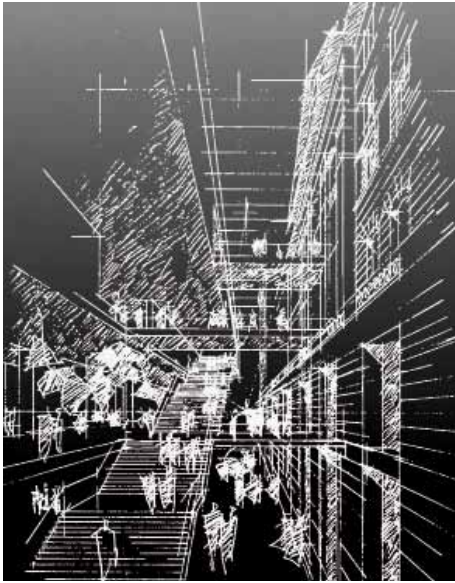
Die Bedeutung ist kaum zu überschätzen. Die (regionale und geistige) Provinz hinter sich zu lassen und das wahrzunehmen und kennen zu lernen, was außerhalb unseres unmittelbaren Erfahrungs- und Wirkungskreises liegt, halte ich für existenziell. Dabei geht es um Neues und Altes gleichermaßen, und neben den „angesagten“ Orten und Objekten ebenso um die unspektakulären, aber dafür meist authentischeren. Und – man sollte etwas nach Hause mitbringen; nicht nur unzählige Fotos, sondern auch Zeichnungen, Notizen, Gedanken. Eine Exkursion sollte Lust wecken, die Dinge selbst zu ergünden, Atmosphären, Stimmungen, Wirkungsmittel bewusst und kritisch zu reflektieren und sich nicht nur auf das Urteil der Fachliteratur zu verlassen. Das Reiseziel ist eigentlich zweitrangig, es gibt überall Interessantes zu entdecken – eine triviale und dennoch wichtige Erkenntnis, die einem die Qual der Entscheidung erleichtert.

Was wollen Sie den Studierenden vermitteln, was sind Ihre Ziele für die Lehre?

Ich möchte vor allem Interesse wecken für den Umgang mit der Geschichte. Nicht, um irgendeiner bildungsbürgerlichen Pflicht Genüge zu tun, sondern, weil sich unser Arbeitsgebiet als Architekten immer mehr dorthin verlagert. Die Aufgaben im Bestand enthalten ein hohes Potential an Spannung, Herausforderung und – wider Erwarten – auch Freiheit; es lässt sich allerdings nur erschließen, wenn man sich bewusst und mit Überzeugung auf dieses „weite Feld“ begibt. Dazu gehört eine quasi dialektische Herangehensweise, die ich in der Verknüpfung von Analyse (Architekturgeschichte / Architekturtheorie) und konkreten Projekten (Integrale Entwürfe, Workshops Bauen im Bestand) vermitteln möchte: Man muss die Geschichte mit ihren Entwicklungen, Regeln und „Gesetzen“ möglichst umfassend kennen lernen, um diese dann in der eigenen Arbeit wieder infrage stellen zu können. Dies erfordert gegenüber dem Neu-Bauen ein völlig anderes Herangehen an die Aufgaben und letztlich auch einen wesentlich differenzierteren Begriff von Kreativität. Dafür würde ich die Studierenden gern sensibilisieren.

Wie sehr gehen Sie in der Lehre auf die historische Stadt Karlsruhe ein? Welche Chancen bietet dieser Standort?

Karlsruhe besitzt mit dem barocken „Fächer“ und seiner klassizistischen Überlagerung natürlich eine einzigartige Grundstruktur, auf die jedes neue Projekt im Bereich der historischen Anlage Bezug nimmt – ob explizit in seiner Geometrie oder latent als Teil eines kollektiven Gedächtnisses der Stadt. Daneben gibt es interessante Entwicklungsbereiche an den Rändern, wie den Schlachthof oder den Rheinhafen. Ich halte es für sinnvoll, diese Potentiale zu nutzen, auch wenn Karlsruhe natürlich weder den Reiz einer mittelalterlichen Stadt mit ihren anschaulichen historischen Kontrasten bietet, noch die Fülle an spektakulären Bestandssituationen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wie beispielsweise Berlin, Hamburg oder das Ruhrgebiet. Bauen im Bestand bedeutet, dass man etwas bereits Vorhandenes weiterbaut. Dazu muss man den Bestand und seinen Kontext kennen lernen und sich intensiv damit auseinandersetzen – einmal hinfahren und fotografieren genügt da nicht. Auch deshalb bleibe ich mit meinen Themen gern am Ort, was mich dann natürlich umso mehr reizt, in aktuelle städtebauliche Diskussionen einzugreifen und – wie etwa mit unseren Entwurfsbeiträgen zur Entwicklung der Kaiserstraße (2009), des Rheinhafens (2010) oder des Schlachthofs (2011) - auch bewusst zu provozieren. Das tut einer Stadt, die von Seiten der Planungsbehörden kein erkennbares stadtgestalterisches Ziel verfolgt, nur gut und eröffnet uns die Chance, den lokalen Architekturdiskurs etwas spannender zu machen.



Halle a.d. Saale, internationales Begegnungszentrum
IBZ, Wettbewerb 2004, Realisierung 2011



München, Abtei St. Bonifaz, Chorkapelle 2005

Das Klosterprojekt Frauenalb, mit dem Sie sich in den letzten Jahren befasst haben, ist eine interdisziplinäre Kooperation mit verschiedenen Studiengängen der Hochschule im Rahmen des Programmes Pro Studium. Wie sehr profitieren die Studierenden von derartigen Synergien an der Hochschule? Könnte man derartige Potentiale noch stärker ausschöpfen?

Der Lerneffekt für die Studierenden ist vielleicht nicht unmittelbar auf die eigene Arbeit anwendbar, er zeigt sich eher in einer Art Langzeitwirkung. Wesentlich ist die Erkenntnis, dass eine interdisziplinäre Arbeitsweise zu besseren und nachhaltigeren Ergebnissen führt als der Versuch, die Aufgaben allein zu lösen bzw. sie in konventioneller Weise nacheinander von den einzelnen Fachdisziplinen bearbeiten zu lassen. Dass das Projekt Frauenalb – nach anfänglicher Skepsis – so große Aufmerksamkeit in der Fachöffentlichkeit gefunden hat, freut uns natürlich; wir wollen nun versuchen, fakultäts- und möglichst auch hochschulübergreifende Kooperationen fest in den Lehrplänen zu verankern.

Der Studiengang pflegt mit seinen Mittwochabendvorträgen und Ausstellungsveranstaltungen einen regen Kontakt zur interessierten Öffentlichkeit. Gerne werden die Veranstaltungen auch im Architekturschaufenster, der ortsansässigen Marketing-Schnittstelle unseres Berufsstandes, inszeniert. Wie wichtig ist heutzutage die Außenwirkung eines Architekturstudienganges?

Unser Metier ist unmittelbar öffentlichkeitswirksam – ein Großteil dessen, was wir als Architekten, Stadtplaner und Umweltgestalter im weitesten Sinne produzieren, ist Teil des öffentlichen Lebens. Dieser Tatsache (und auch der damit verbundenen Verantwortung) müssen wir uns bereits im Studium stellen. In der Konsequenz heißt dies, dass wir den Kontakt zur Öffentlichkeit so oft und so intensiv wie möglich suchen sollten. Außenwirkung im Sinne von „Werbung“ spielt dabei natürlich auch eine nicht unerhebliche Rolle, insbesondere für unseren Studiengang, der in einer gewissen Konkurrenz zur Architekturfakultät des KIT steht. Dass wir in diesem Vergleich gar nicht schlecht aussehen, liegt nicht zuletzt an unserer starken Präsenz im öffentlichen Architekturdiskurs der Stadt – auch wenn die örtliche Presse unsere Leistungen leider immer wieder irrtümlich dem KIT zuschreibt.

Hier in Karlsruhe sind Sie im Bereich der Lehre im Dienste des Studienganges tätig, in München sind Sie Mitinhaber eines renommierten Architekturbüros. Welche Aufgaben und Projekte beschäftigen Sie in Ihrer Praxis als Architekt und Planer und wie sehr beeinflussen sich diese Tätigkeitsfelder?

Das Aufgabenspektrum unseres Büros reicht von städtebaulichen Projekten über den klassischen Hochbau bis zur Innenarchitektur. Dabei nimmt das Bauen im Bestand auch für uns einen immer größeren Stellenwert ein – insofern ist hier ein direkter Bezug zu meinen Lehrfächern gegeben. Besonders spannend waren einige bauliche Eingriffe in den historischen Bestand einer Benediktinerabtei in München (Chorkapelle, Grablege). Persönlich kümmere ich mich meist nur in der Entwurfsphase um unsere Projekte – allein schon aus Zeitgründen. Mein Aufgabenfeld liegt daneben vorwiegend im städtebaulichen Bereich: Ich berate Kommunen bei großräumigen Entwicklungsmaßnahmen im Bestand, entwerfe erste Struktur- und Bebauungsstudien und erstelle Rahmenpläne. Dabei arbeite ich fast ausschließlich mit Handskizzen – eine Technik, die entgegen landläufiger Meinung keineswegs veraltet ist und in frühen Konzeptphasen, in denen ich tätig bin, auch nicht durch CAD ersetzt werden kann.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft unseres Studienganges?

Hochmotivierte Studierende, die Lust am Bauen und am Denken haben.

Danke für die gute Zusammenarbeit und das interessante Gespräch.

ein Beitrag von Alke Hickel
Text: Alke Hickel, Prof. Florian Burgstaller
Bilder: Prof. Florian Burgstaller